

HOW FAR CAN YOU GO?
ZUM STAND DER LITERATUR-
WISSENSCHAFTLICHEN DEBATTE
IN GROSSBRITANNIEN

In den ersten Monaten des Jahres 1974 konnte man in der Leserbriefspalte des *Times Literary Supplement* eine kuriose Kontroverse verfolgen, die einen aufschlußreichen Einblick in die Lage des englischen *literary criticism* und der institutionalisierten *English studies* bot. Was war geschehen? Am 18. Januar hatte John Sparrow, seines Zeichens Warden des All Souls College Oxford, die gewagte These aufgestellt, Miltons berühmtes Sonett "When I consider how my light is spent . . ." trage zu Unrecht den zugeschriebenen Titel "On His Blindness"; denn Milton, so folgerte Sparrow nach penibler Analyse und sorgfältigem Abwägen der "pros and cons", beklagte hier weder den Verlust seines Augenlichts noch, wie alternativ vermutet, das Nachlassen seiner Schöpferkraft; eine andere Kraft sei "that one Talent which is death to hide/lodg'd with me useless": nämlich Miltons Manneskraft, die er zu den beiden in Frage kommenden Entstehungszeiten des Gedichts wegen dokumentierter ehelicher Probleme bzw. wegen des Todes seiner Frau frustriert habe zügeln müssen. Die letzte Zeile des Sonetts, so Sparrow abschließend, erfahre durch solche Lesart eine "vollere und lebendigere Bedeutung": "They also serve who only stand and wait"¹.

Ein Sturm der Entrüstung brach los – wochenlang druckte *TLS* engagierte Reaktionen ab. Kaum einer mochte die unkonventionelle, wenn auch stimmig vorgebrachte Interpretation Sparrows akzeptieren – die meisten wiesen sie als offensichtlich abwegig, lächerlich und vor allem geschmacklos zurück. Die Vehemenz, mit der dies geschah, ließ allerdings vermuten, daß es sich bei diesem Streit nicht um eine alltägliche Meinungsver-

¹ *Times Literary Supplement*, 18. 1. 1974, 54.

schiedenheit in Sachen Textexegese handelte. Hier war augenscheinlich für eine Mehrheit der "academic community" auf provokante Weise der Grundkonsens des Faches grob verletzt worden, hier hatte einer die Grenzen dessen, was man normalerweise mit großer Literatur machen darf, unanständigerweise überschritten – er war zu weit gegangen. Und schon wurde der Fall zu einer Prinzipienfrage: "it touches upon a wider decadence", schrieb etwa Alastair Smart, stellvertretend für "[all] those who suffer unwillingly by the obsessive vagaries and predictable lubricities of contemporary criticism"². Die ehrwürdige Helen Gardner, die durchaus Zweifel an Sparrows Ernsthaftigkeit hegte, meldete sich aus Oxford zu Wort und beklagte, aufrichtig besorgt, den möglichen kulturellen und moralischen Flurschaden:

It is one thing to make jokes by finding unintended sexual references in poems in the commonroom. It is another thing to put them in print. Perhaps I am being stuffy in protesting; but this sonnet is one that is often read at school, and many people who had read it when young have found strength and comfort in later life from the courage, humility and faith with which Milton faces the thought of uselessness. [...] I am sure [Mr. Sparrow and I] are at one in thinking Milton a great poet and his sonnet a great poem. I hope his brilliant *jeu d'esprit* will not damage for this generation its "ample power to chasten and subdue" self-pity and futile regrets³.

Das also stand anscheinend auf dem Spiel: ein großer Dichter, ein großes Gedicht, die Würde der Schrift, eine teure Tradition, ein edler Erziehungsauftrag – dahinter aber auch, unübersehbar, die Ehre des *literary criticism* und das überkommene Selbstverständnis der mit ihm eng verflochtenen *English studies*, eines Faches, dessen Status zu dieser Zeit schon nicht mehr unumstritten war und dessen Selbstbewusstsein, wie die dünnhäutige Reaktion auf Sparrows Interpretation zeigt, schon arg gelitten hatte unter dem Ansturm neuer, "kontinentaler" Theorien und Methoden, unter den respektlosen Fragen nach der Berechtigung des traditionellen Lektürekansons, nicht zuletzt auch unter der anhaltenden Problematisierung seiner ideologischen Funktion.

Im folgenden soll skizziert werden, wie sich die literaturwissenschaftliche Debatte in Großbritannien vor dem Hintergrund

² *Times Literary Supplement*, 25. 1. 1974, 81.

³ *Times Literary Supplement*, 1. 2. 1974, 108.

dieser vielbeschworenen Krise des Faches in den letzten zehn, fünfzehn Jahren entwickelt hat, welche neueren Ansätze – auch in Auseinandersetzung mit “transatlantischen” Theorien – sie hervorgebracht hat und schließlich, welche Rolle genuin linguistische Fragestellungen und Methoden heute in der englischen Literaturwissenschaft spielen. Es versteht sich von selbst, daß sich diese Skizze auf einige exemplarische Positionen beschränken muß. Zunächst wird, nach einem historischen Rückblick, David Lodges Strukturalismus-Rezeption behandelt, dann Roger Fowlers “linguistic criticism”. Danach wird dem Einfluß des französischen und amerikanischen *deconstructionism* nachgespürt und schließlich die marxistische Literaturwissenschaft Terry Eagletons analysiert – wobei es immer darum geht, die Brüche und Widersprüche der einzelnen “approaches” herauszuarbeiten, diese auf ihre Stimmigkeit und Reichweite hin zu überprüfen. Am Ende komme ich nicht nur auf den höchst aufschlußreichen Ausgang der John-Sparrow-Affäre zu sprechen, sondern versuche die Frage “How far can you go?” allgemeiner für die neuere englische Literaturwissenschaft zu beantworten, d.h. zu klären, was beim gegenwärtigen Stand der literaturwissenschaftlichen Debatte in Großbritannien und innerhalb des gegebenen institutionellen Rahmens überhaupt machbar, was wünschenswert und was “out of the question” ist.

Doch zunächst kurz zum traditionellen Verständnis des *literary criticism* und der *English studies*. “I am bound by my own definition of criticism”, erklärte Matthew Arnold 1865 in “The Function of Criticism at the Present Time”, “a *disinterested endeavor to learn and propagate the best that is known and thought in the world*”⁴. Für Arnold, der “poetry [as] a criticism of life” verstand, war also das Handwerk des Literaturkritikers ein eminent moralisches: Dem utilitaristischen Materialismus ebenso feindlich gesonnen wie der provinziellen Enge viktorianischen Denkens, sah er in der Selbstverpflichtung des Kritikers auf Unvoreingenommenheit und strengste Maßstäbe in der Beurteilung literarischer Texte die unerläßliche Voraus-

⁴ Zitiert nach *The Norton Anthology of English Literature*, 5th ed., ed. M.H. Abrams (New York, 1986), II, 1422.

setzung für die moralische und geistige Vervollkommnung des Menschengeschlechts (vgl. *Culture and Anarchy*, 1868/69).

Diese beiden Kernelemente seiner Definition – “disinterestedness” und “Verbreitung des Besten” – sollten nicht allein für einhundert Jahre die Maxime des *literary criticism* sein, sie bestimmten auch wesentlich die Konstituierung des neuen Faches *English studies*, das sich nur langsam und gegen den erbitterten Widerstand der Altsprachler an den Universitäten etablieren konnte. Es war bezeichnenderweise das University College London, das als erstes das Fach in den 1820er Jahren einführte, Oxford folgte erst Ende des Jahrhunderts, Cambridge gar erst Anfang der 20er Jahre dieses Jahrhunderts. Das neue Fach, das dann aber schon bald die *Classics* als Kerndisziplin humanistischer Erziehung verdrängte, sah, wie der *literary criticism*, mit dem es institutionell und ideologisch eng verknüpft war, seine beiden Hauptaufgaben darin, a) sich der Auslegung und vor allem der Wertung einzelner literarischer Texte zu widmen (*literary appreciation* und *literary evaluation*), und b), über die Erstellung und Vermittlung eines Kanons “großer” englischer Literatur einen Beitrag zur Festigung klassenübergreifender, nationaler Identität zu leisten⁵.

Genau dies war auch die Funktion, die offiziellerweise dem Schul- und Studienfach zugewiesen wurde, am deutlichsten wohl im amtlichen “Report of the Board of Education”, *The Teaching of English in England*, dem sog. *Newbolt Report* von 1921, in dem folgendes zu lesen ist:

We state what appears to us to be an incontrovertible primary fact, that for English children no form of knowledge can take precedence of a knowledge of English, no form of literature can take precedence of English literature: and that the two are so inextricably connected as to form the only basis possible for a national education. [. . .]

In France, we are told, this pride in the national language is strong and universal. [. . .] Such a feeling for our own native language would be a bond of union between classes, and would beget the right kind of national pride. Even more certainly should pride and joy in the national literature serve as such a bond⁶.

⁵ Vgl. Terence Hawkes, *That Shakespeherian Rag: Essays on a Critical Process* (London, 1986); *Re-Reading English*, ed. Peter Widdowson (London, 1982).

⁶ Zitiert nach Janet Batsleer/Tony Davies/Rebecca O'Rourke/Chris

Die *English studies* erhielten damit einen dezidiert *politischen* Auftrag: "Deny to working class children any common share in the immaterial and presently they will grow into the men who demand with menaces a communism of the material"⁷. Derek Longhurst hat den inneren Hauptwiderspruch dieses Selbstverständnisses fein herausgestellt:

[. . .] Literature is represented as a 'means of grace' to direct 'men' towards 'higher' things than 'the social problem'. The Report here tacitly admits that the teaching of English language and literature is a political matter 'involving grave national issues', while at the same time asserting that 'literature' has nothing to do with politics, with 'the social problem', that is should be valued instead as a 'source of pride', a great 'bond of national unity'⁸.

Für die *English studies* und damit auch die englische Literaturwissenschaft der 20er bis 50er Jahre gilt, daß sie an übergreifenden *Theorien* kaum interessiert sind und sich in typischer Weise besonders auf die *sprachliche Machart* einzelner "großer" (vorzugsweise poetischer) Texte konzentrieren. Dieses *linguistisch-literarische* Interesse findet sich sowohl beim großen alten Mann der *English Studies*, I. A. Richards, der nicht müde wurde, auf die Unverzichtbarkeit von "close textual study" hinzuweisen (bes. in *Practical Criticism*, 1929), als auch bei seinem Schüler William Empson, dessen großartige Studie *Seven Types of Ambiguity* (1930) ein überragendes Monument textimmanenter, sprachanalytischer Untersuchung darstellt. Es findet sich auch bei dem anderen großen Richards-Schüler, dem umstrittenen F. R. Leavis, der drei Jahrzehnte lang, vor allem über das Magazin *Scrutiny* (1932–1953), die kritische und literaturwissenschaftliche Debatte in Großbritannien weitreichend beeinflusste. Leavis' aggressiv-elitäres Auftreten mag viele Kollegen und Laien vor den Kopf gestoßen haben, doch sein Ziel, "[to create] within universities, and particularly within English departments, an informed, discriminating, and highly-trained intellectual élite whose task it would be to pre-

Weedon, *Rewriting English: Cultural Politics of Gender and Class* (London, 1985), S. 19, S. 20.

⁷ Zitiert nach Hawkes, *Shakespearean Rag*, S. 113, vgl. S. 111–115.

⁸ Derek Longhurst, "'Not for all time, but for an Age': an approach to Shakespeare studies", *Re-Reading English*, ed. Widdowson, S. 150–163, hier S. 151.

serve the cultural continuity of English life and literature"⁹, und Leavis' Bestehen auf strengsten kritischen Maßstäben in der Textanalyse bei gleichzeitiger Abschätzung der "moralischen Intensität" eines Werkes weisen ihn unverkennbar als geistigen Enkel Matthew Arnolds aus.

Es kann nicht verwundern, daß die in den 40er Jahren stärker aufkommende Methode des amerikanischen *new criticism* (Cleanth Brooks, J. C. Ransom, Allen Tate, R. P. Warren, Kenneth Burke u.a.) mit der Verabsolutierung der textimmanenten Analyse und des "close reading" in Großbritannien praktisch offene Türen einrannte. Wenn auch der Anspruch des *new criticism*, nun werde die Beschäftigung mit Literatur endlich auf eine wissenschaftliche und ernsthaft professionelle Basis gestellt¹⁰, manchen englischen *don* erschreckt haben mag, so konnte man sich doch zugutehalten, *praktisch* kaum anders verfahren zu haben als die Propheten des "intrinsic approach" forderten.

Resümierend läßt sich festhalten: Englischer *literary criticism* und das Fach *English studies* zeichnen sich traditionellerweise bis in die 60er Jahre durch eine auffallende *Theorieferne* aus, durch eine Konzentration auf den "Text an sich" (ein problematischer Begriff, zu dem noch viel zu sagen sein wird), den es möglichst genau und sprachbewußt, doch auch einfühlsam und wertend zu untersuchen gilt, sowie durch die (explizite oder implizite) Selbstverpflichtung, die Größe nationaler Kultur, speziell des von ihnen selbst definierten literarischen Kanons, offensiv zu tradieren. Was immer man der englischen Literaturwissenschaft vorwerfen konnte – der *sprachlichen* Seite literarischer Texte hatte sie dabei immer schon besondere Aufmerksamkeit geschenkt; "a general principle of attentiveness to language seemed to be tacitly agreed", gibt selbst der kritische Linguist Roger Fowler zu¹¹. Doch als Roman Jakobson 1958 auf dem Symposium "Style in Language" sein mittlerweile klassi-

⁹ *The Oxford Companion to English Literature*, 5th ed., ed. Margaret Drabble (Oxford, 1985), s.v. Leavis.

¹⁰ Vgl. William E. Cain, *Crisis in Criticism: Theory, Literature, and Reform in English Studies* (Baltimore, 1984), S. 3, S. 95; Batsleer u.a., *Rewriting English*, S. 17.

¹¹ Roger Fowler, *Linguistic Criticism* (Oxford, 1986), S. 1.

sches *closing statement* "Linguistics and Poetry" mit den Worten schloß, "wir alle begreifen jetzt, daß ein Linguist, der sich gegenüber der poetischen Funktion der Sprache verschließt, und ein Literaturwissenschaftler, der sich über linguistische Fragen und Methoden hinwegsetzt, gleicherweise krasse Anachronismen sind"¹², mußte sich der englische *literary criticism* dennoch betroffen fühlen: Die Idee einer linguistisch fundierten literaturwissenschaftlichen *Methode* (statt bloß subjektiver Geschicklichkeit in der "appreciation"), die Vorstellung einer umfassenden literaturwissenschaftlichen *Theorie* (statt unsystematischer Einzelbeobachtungen), sowie die Aufforderung, endlich *Literaturwissenschaft* zu werden, mußte der Institution *literary criticism / English studies* im doppelten Sinne *fremd* sein: Die Geschichte der literaturwissenschaftlichen Diskussion in Großbritannien ist primär eine Geschichte der Auseinandersetzung mit ausländischen, importierten Ansätzen und Ideen. Und David Lodge war dabei einer der ersten, die einen Blick über den Kanal und den Atlantik wagten.

"The novelist's medium is language: whatever he does, *qua* novelist, he does in and through language"¹³. So beginnt David Lodge seine erste größere Studie, *Language of Fiction* (1966), deren erklärtes Ziel es ist, die sprachanalytische Methode des *new criticism*, verstärkt durch linguistische und strukturalistische Einsichten, nun auch auf Romane anzuwenden. Seine Untersuchungen von *Mansfield Park*, *Hard Times*, *Tess of the d'Urbervilles* u. a. m. unterscheiden sich jedoch kaum vom herkömmlichen *literary criticism*, bezeichnet Lodge doch selbst sein Vorgehen in entwaffnender Offenheit als "structuralist approach [...] used intuitively"¹⁴. Neu ist allenfalls das technische Vokabular, nicht aber die Methode, und der Einschätzung Roger Fowlers, *Language of Fiction* verrate "a critic's rather than a linguist's view of language"¹⁵, ist ohne Einschränkung zuzustimmen.

¹² Roman Jakobson, *Poetik: Ausgewählte Aufsätze 1921–1971* (Frankfurt/M., 1979), S. 119.

¹³ David Lodge, *Language of Fiction: Essays in Criticism and Verbal Analysis of the English Novel* (London, 1966), ix.

¹⁴ Lodge, *Language*, S. 80.

¹⁵ Fowler, *Linguistic Criticism*, S. 142.

Etwas anders verhält es sich da schon mit Lodges späterer Untersuchung, *The Modes of Modern Writing: Metaphor, Metonymy, and the Typology of Modern Literature* von 1977, in der er systematischer zu Werke geht, und die hier deshalb ausführlicher behandelt werden soll, zumal seine neuesten Titel *Working with Structuralism* (1981) und *Write On* (1986) nur Sammlungen von Essays und Rezensionen sind, deren methodischer und inhaltlicher Ort mir durch folgenden Kommentar des Verfassers selbst hinreichend umschrieben scheint: "The eclecticism of this book [i.e. *Working with Structuralism*] is its point – and, I hope, its justification"¹⁶. Stattdessen also zu *The Modes of Modern Writing*. Lodge geht aus von Roman Jakobsons Theorie metaphorischer und metonymischer Schreibweise, die wiederum aus seinem berühmten Zwei-Achsen-Modell abgeleitet ist, in dem er bekanntlich veranschaulicht, was eigentlich bei der Formulierung eines Satzes vor sich geht: Die möglichen Abfolgen der Elemente in einer Sequenz, dem *Syntagma*, sind durch die Regeln der Grammatik gesteuert – in Jakobsons Formulierung: Auf der Achse der Kombination herrscht das Prinzip der Kontiguität. Welches konkrete Wort aus einer ganzen Klasse von möglichen, weil ähnlichen oder äquivalenten Wörtern (dem *Paradigma*), nun tatsächlich genommen wird, ist eine Frage der Wahl – Jakobson: Auf der Achse der Selektion herrscht das Prinzip der Äquivalenz.

Diese Dichotomie von Äquivalenz und Kontiguität, von Paradigma und Syntagma, von Selektion und Kombination, ist nach Jakobson ein Grundgesetz menschlicher Sprache. Ihm entsprechen, wie er in "Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances"¹⁷ gezeigt hat, tatsächlich auch zwei grundverschiedene Typen von Sprachstörung.

Die besondere Bedeutung dieses Modells für die Analyse und Klassifikation von *fiction* – seine bekanntere Anwendung, die Veranschaulichung der poetischen Funktion der Sprache,

¹⁶ David Lodge, *Working with Structuralism: Essays and Reviews on Nineteenth- and Twentieth-Century Literature* (Boston, 1981), S. x. Zu erwähnen wäre hier auch noch David Lodges *The Novelist at the Crossroads and Other Essays in Fiction* (Ithaca, 1971).

¹⁷ Nachgedr. in Roman Jakobson, *Aufsätze zur Linguistik und Poetik* (Frankfurt/M., 1979), S. 117–141.

braucht uns hier nicht zu interessieren – liegt nun darin, daß sich die Prinzipien der Äquivalenz (oder Ähnlichkeit) und der Kontiguität (also des Angrenzens, der Berührung) auch auf der *semantischen* Ebene literarischer Texte nachweisen lassen: Werden verstärkt Elemente wegen einer *Ähnlichkeit* ihrer Referenten ausgetauscht, so haben wir es mit einem metaphorischen Text zu tun: “Ships ploughed the sea”, statt “Ships crossed the sea”: das ist ein *metaphorischer* Ausdruck, der auf einer Ähnlichkeit zweier Bewegungsweisen beruht. Werden dagegen Elemente ausgetauscht, weil ihre Referenten miteinander in räumlicher, zeitlicher, ursächlicher oder sonstiger Beziehung stehen, so ist das Ergebnis ein *metonymischer* Text: “Bonn läßt verlauten . . .” – das ist eine Metonymie für “die Bundesregierung läßt verlauten . . .”.

Es ist leicht einzusehen, daß je nach Dominanz der Metapher oder Metonymie ganz verschiedene Texte entstehen: Stark metaphorische Schreibweise wirkt eher “poetisch”, “symbolistisch”, “romantisch”, die Metonymie ist dagegen eher prosaverwandt und “realistisch”. Lodge geht nun also daran, wichtige englischsprachige Prosa des 20. Jahrhunderts – Orwell, Joyce, Gertrude Stein, D. H. Lawrence, Virginia Woolf, Hemingway u. a. – daraufhin zu untersuchen, ob sie eher metaphorisch oder eher metonymisch angelegt ist, und er kommt zu dem nicht weiter überraschenden Ergebnis, daß sich in der englischen Literatur dieses Jahrhunderts Phasen eher metaphorisch-poetisch-“experimenteller” Schreibweisen (wie z. B. bei Joyce, Woolf) mit solchen eher metonymisch-“realistischer” Textorganisation (etwa bei Orwell, Hemingway) abgewechselt haben.

Was ist nun an solch einer linguistisch-strukturalistisch inspirierten Methode auszusetzen? Der Vorteil des binären Modells liegt auf der Hand: Da sich *alle* Literatur nur zwischen den Polen Metapher und Metonymie abspielen kann – *tertium non datur* –, ist es *umfassend*: “there is nowhere else for discourse to go except between these two poles”¹⁸. Das ist aber zugleich auch der größte Nachteil des Modells: Festzustellen, daß ein

¹⁸ David Lodge, *The Modes of Modern Writing: Metaphor, Metonymy, and the Typology of Modern Literature* (London, 1977), S. 220.

gegebener Text eher metaphorisch als metonymisch ist, sagt an sich herzlich wenig aus, wenn es nur diese beiden Möglichkeiten gibt. Interessant wird es ja erst, wenn es um den Grad der Metaphorik, ihre spezifische Art, um das "Mischungsverhältnis", die individuelle "Schattierung" eines literarischen Textes geht. Genau da kann aber das Instrumentarium nicht weiterhelfen: Binär-polare Modelle, angewandt auf ein *Spektrum* von Phänomenen, erkaufen sich ihre Universalität mit mangelnder Trennschärfe. Das ist ein *Systemfehler* – und nicht die Schuld des Anwenders. Ganz im Gegenteil: David Lodge versteht es meisterhaft, die Eigenart jedes seiner Texte klarsichtig und nuanciert herauszuarbeiten und ihn exakt auf der Skala der Schreibweisen zu plazieren. Nur: Man kann sich eben des Eindrucks nicht erwehren, daß keine seiner wertvollen Einsichten sich seinem grobschlächtigen binären Instrumentarium verdankt, schlimmer noch: Man kann vermuten, daß sie entgegen der technischen Terminologie gewonnen wurden, daß er den Systemfehler durch die gute alte "literarische Kompetenz" des *literary critic* ausgeglichen hat. Trotz der "objektiv" wirkenden Begriffe war es letztlich doch seine subjektive Differenzierung, auf der die entscheidende Zuordnung basierte.

Trifft also zu, was Geoffrey Leech – auch einer der Pioniere linguistischer Literaturanalyse – kürzlich in einem Interview gesagt hat, daß nämlich die Linguistik bislang nur recht grobe Werkzeuge zur Verfügung gestellt habe, mit denen sich nur "fairly obvious und fairly dramatic uses of language" erfassen ließen? Stimmt es, daß, so Leech weiter, "a more enriched, a more enhanced linguistics" vonnöten sei, um Literatur – immerhin "language at full stretch" – überhaupt gerecht zu werden? Und trifft es zu, daß, wie Leech schließlich behauptet, eine linguistische Beschreibung eines literarischen Textes diesen sowieso nicht ausschöpfen könne, und es eher die Aufgabe der Linguistik sei, dem *literary critic* "linguistic evidence" für seine "literary appreciation" zur Verfügung zu stellen¹⁹?

Roger Fowler – mein zweites Beispiel nach Lodge – würde solchen linguistischen Defätismus vehement verurteilen. In sei-

¹⁹ *Critics on Criticism: Geoffrey Leech* (British Council Interview-Cassette).

nen Publikationen – ich konzentriere mich hier auf *Linguistics and the Novel* (1977, repr. & rev. 1983), *Literature as Social Discourse* (1981) und *Linguistic Criticism* (1986)²⁰ – vertritt er offensiv die Auffassung, allein die Linguistik sei in der Lage, aus der Beschäftigung mit Literatur eine exakte Wissenschaft zu machen: “Linguistic analysis of literary discourse aims first of all to specify the formal patterns of texts [...] with a degree of precision which is unachievable in conventional literary criticism; avoiding impressionism and permitting clearly articulated debate.” (*LSD*, 7). An anderer Stelle: “I’m offering linguistic criticism as an alternative to and improvement on literary criticism.” (*LSD*, 24). Oder: “linguistic criticism [...] is [...] methodologically and theoretically superior [to traditional literary criticism].” (*LSD*, 22). Schließlich:

The random descriptive jargon used by most critics who practise verbal analysis will communicate with readers only fortuitously. [...] A linguistic terminology has many advantages over this rather haphazard apparatus. [...] The basic purpose of the present book [...] is to argue and to demonstrate the value to criticism of an analytic method drawn from linguistics; these claims stem from my belief that a professional linguistic analysis is better equipped for this task than an amateur commentary using only quasi-grammatical terms. [...] No one becomes a critic simply by reading; analytic technique is essential and linguistics answers this need best of all techniques. (*LC*, 3, 5, 180).

Die Reihe der Zitate ließe sich praktisch beliebig verlängern. Klar ist: Fowler steckt sich ein hohes Ziel. Kann er auch halten, was er verspricht? Zunächst einmal akzeptiert er geschickterweise, daß “Literatur” eine *offene* Kategorie ist und es keine textimmanenten Kriterien gibt, anhand derer sich entscheiden ließe, ob ein gegebener Text literarisch ist oder nicht. Er vermeidet somit gekonnt die Sackgasse deviationsästhetischer Theorien, die – vergeblich – nach den Konstanten eines distinkten “poetical discourse” suchen (*LC*, “Preface”, *LSD*, 21, 24, 184).

²⁰ Roger Fowler, *Linguistics and the Novel* (London, 1977, repr. & rev. 1983); ders., *Linguistic Criticism* (Oxford, 1986), im folgenden *LC* abgekürzt; ders., *Literature as Social Discourse: The Practice of Linguistic Criticism* (London, 1981), im folgenden *LSD* abgekürzt.

Aus dieser *Setzung* – denn Fowler diskutiert an keiner Stelle, *warum* er deviationsästhetische Ansätze für unbrauchbar hält, er deutet nur vage an, daß es ihm um eine “Dekonstruktion” des traditionellen Begriffes von “Literatur” geht (z. B. *LSD*, 199), was m. E. allenfalls ein Motiv, aber keine Begründung ist – folgt zweierlei: 1. Literatur läßt sich mit genau demselben linguistischen Instrumentarium untersuchen, das man auf alle anderen Diskurstypen auch anwendet; man benötigt keine Spezialterminologie. 2. Literatur läßt sich nur als *soziales Phänomen* und *soziale Institution* erfassen, als Summe unserer *praktischen* Verfahrensweisen mit einem institutionell ausgegrenzten Diskurstyp (*LSD*, 80). Fowler vertritt damit eine zur Sozio-Linguistik, ja Sozio-Semiotik geweitete Linguistik, die auf der funktionalen Linguistik M. A. K. Hallidays basiert (*Language as Social Semiotic*, 1978; vgl. etwa *SD*, 14, 189).

Aus der Orientierung an Hallidays funktionaler Linguistik ergibt sich auch Fowlers dynamischer Textbegriff. Strikt weist er sog. “objektive” Theorien zurück, die den “Text an sich”, den Text als autonome Sprachstruktur, losgelöst von Kommunikationsprozessen analysieren wollen (*LSD*, 180, 186 ff.):

[Linguistic criticism] must regard the texts it studies not as isolated and timeless artefacts but as products of a time of writing and of a time of reading. The significance of the text changes as cultural conditions, and beliefs, change, and so criticism is a dynamic process. (*LC*, 178).

Doch nicht nur “significance” ist eine Variable – wie jeder leicht zugeben wird –, auch “meaning” ist immer erst Ergebnis einer sozialen Interaktion. Bedeutung ist nie statisch, sie liegt nicht offen zutage:

I have made a firm decision against the popular ‘objective’ model of literary form and of linguistic criticism. That position claims that the meaning and value of a text are directly accessible on the basis of its own linguistic construction; that the significant structures are open for inspection and evaluation within the text. This is, evidently, a very optimistic point of view. (*LC*, 169).

Was aber wäre eine realistischere Sicht? Fowler meint offenbar, wenngleich der Text selbst nicht “objektiv” gegeben sei, so seien doch seine Strukturen objektiv feststellbar – und diese objektiven Strukturen müßten nur mit der ebenfalls feststellba-

ren semiotischen Gesamtsituation in Zusammenhang gebracht werden, um zu wissenschaftlichen Aussagen über ihn gelangen zu können:

Since the relevant structures are 'there', 'in' the text, the critic, if s/he is at all careful and methodical, can easily extract them by the exercise of an analytic technique. But we have observed [...] that, although *linguistic structures are as such objective* [...], their significances in discourse cannot be read off automatically from the text: a semiotic assessment in relation to cultural factors is required. (LC, 169; Hervorhebung CB).

Fowler hat sich damit in eine ganz unangenehme, widersprüchliche Situation hineinmanövriert: Einerseits sieht er ein, daß es einen "Text als solchen", unabhängig von der Position des Lesenden/Analysierenden gar nicht geben kann: Immer ist der Text *als bedeutender* schon ein in bestimmter Weise wahrgenommener, verstandener, es gibt – eine hermeneutische Grundkenntnis – schlechterdings keine uninterpretierten Gegebenheiten, keine Nullpunkt des Verstehens²¹, weil es den absoluten, voraussetzungslosen Standpunkt, der für solch eine "objektive" Erkenntnis unerlässlich wäre, gar nicht gibt: Perzipierte Texte sind *immer schon* Ergebnisse von Interpretationsstrategien. Auch Fowlers Begriffsscheidung "text"/"discourse"²² kann dem nicht abhelfen, denn auch der hinter dem "discourse" vermutete "text" ist schon *Konstrukt* eines wahrnehmenden Bewußtseins. Fowler selbst formuliert an anderer Stelle: "all knowledge, all objects, are constructs" (LSD, 25). Andererseits muß er aber, wenn er nicht von seinem Anspruch abgehen will, "wissenschaftliche" Erkenntnisse zu formulieren (i. S. v. "scien-

²¹ Vgl. Howard Felperin, *Beyond Deconstruction: The Uses and Abuses of Literary Theory* (Oxford, 1985), S. 58; ebenso die Debatte zwischen Stanley Fish, Richard Rorty, Steven Knapp und Walter Benn Michaels, "Pragmatism and Literary Theory", *Critical Inquiry*, 11 (1983), 433–473; Stanley Fish, *Is there a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities* (Cambridge, Mass., 1980); G.B. Madison, "Eine Kritik an Hirschs Begriff der 'Richtigkeit'", *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*, eds. Hans-Georg Gadamer/Gottfried Boehm (Frankfurt/M., 1978), S. 393–425.

²² Vgl. z.B. Fowler, *Linguistics and the Novel*, S. 45 ff.; im folgenden LN abgekürzt.

tific“), Texte doch genau so behandeln, als seien sie “objektiv” gegeben, ihre Strukturen vermeßbar wie die eines statischen, soliden physikalischen Objekts, korrelierbar mit außertextlichen Gegebenheiten, die gleichfalls “objektiv” feststellbar sind! Dieser Widerspruch zieht sich durch alle seine Publikationen: Vorzugsweise in den Vor- und Nachworten wird gegen den Textobjektivismus Stellung bezogen und die essentielle Dynamik aller Bedeutungsstrukturen beschworen – und in den dazwischenliegenden Kapiteln wird faktisch so verfahren, als habe diese Einsicht keinerlei praktische Konsequenzen. Während abstrakt die Relativität aller Theorien, aller Erkenntnis, alles Verstehens eingeräumt wird, wird konkret eine Ausnahme gemacht: Sein eigener Standpunkt wird keiner solchen erkenntniskritischen Prüfung, keiner Relativierung unterzogen – *er allein ist wissenschaftlich*. Wayne C. Booth hat für ein solches Vorgehen den treffenden Ausdruck “self-privileging discourse” geprägt, “the kind that provides a special exemption of itself from the analysis”²³.

Was bleibt von Fowlers Anspruch, im Gegensatz zum *literary criticism* “wissenschaftlich” zu verfahren? Es ist immer wieder ein Punkt, in dem Fowler die Überlegenheit der Linguistik begründet sieht: ihre klarere, präziser definierte Terminologie, ihre fortgeschrittene Formalisierung, die Reinheit ihrer “Metasprache”, die für ihn zum Gradmesser von “Wissenschaftlichkeit” wird:

A major attraction of linguistic criticism is that it offers precise, potentially formal, descriptions of patterns of language: it differs in this respect from various less plausible existing alternatives, including content analysis and impressionistic criticism. (*LSD*, 28/29).

Das Ziel der Linguistik sei, “to make the metalanguage well-defined, to keep the formalism simple and transparent, to systematize, to clarify, to ensure that arguments and procedures are regular and rational.” (*LSD*, 181, vgl. *LSD*, 180, 183).

Nun ist es sicher ein lobenswertes Ziel, dieserart auf die Reinheit der Terminologie und die Stimmigkeit ihrer Anwen-

²³ Wayne C. Booth, “Freedom of Interpretation: Bakhtin and the Challenge of Feminist Criticism”, *The Politics of Interpretation*, ed. W.J.T. Mitchell (Chicago, 1983), S. 51–82, hier S. 52.

dung zu achten. Nur ist das kein Ersatz für *epistemologische* Klarheit, d. h. es nützt einem die geschliffenste Apparatur nichts, wenn die Vorstellungen über die *Bedingungen*, unter denen Texterkenntnis überhaupt *möglich* ist, so hoffnungslos widersprüchlich sind wie eben bei Fowler.

Es kann nicht deutlich genug hervorgehoben werden, daß formale Strenge der Metasprache – “language of scientific rigour”²⁴ – keine Garantie für die Wissenschaftlichkeit von Verfahren und Aussagen ist. Nicht nur Roland Barthes hat sich in seiner Antrittsvorlesung im Collège de France (1977) gegen solch eine irreführende Identifizierung ausgesprochen²⁵, auch Experten der Wissenschaftstheorie und Erkenntnisphilosophie, wie etwa Stephen Toulmin, weisen darauf hin, daß solch einer Auffassung im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften oft ein ganz anachronistisches Verständnis der modernen Naturwissenschaften zugrundeliegt²⁶. Fowlers Terminologie spiegelt einen szientistischen Objektivismus nur vor; sie ist eine Art mehr oder minder erfolgreicher *Mimikry*. Wenn Fowler wiederholt Roland Barthes wegen seiner mangelnden Formalisierung und Systematisierung, kurz: wegen seines wilden *Subjektivismus* angreift (vgl. *LSD*, 96–128), und ihm etwa vorwirft, seine Analyse-Codes würden den Lexien eines Textes ja bloß “zugeschrieben”, ohne formale Definition, dann scheint er zu übersehen, daß Barthes nur in extremer, übersteigter Weise, doch im Prinzip genauso verfährt wie er selbst. Formale Definitionen, wie Fowler sie wünscht und wie Barthes sie absichtlich unterläßt, würden diesen Umstand nur verschleiern. In Barthes könnte Fowler wie in einem Zerrspiegel die Wahrheit über sich selbst erfahren: daß natürlich auch sein eigenes Analysieren auf subjektiven Zuschreibungen beruht, auf einem Vorverständnis, das selbst nicht weiter hinterfragt wird.

Dieser Punkt wurde hier herausgestrichen, weil er von so grundsätzlicher Bedeutung ist – er stellt den ganzen Ansatz in

²⁴ Vgl. Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 64, allerdings dort auf Terry Eagleton und Pierre Macherey bezogen.

²⁵ Roland Barthes, *Leçon/Lektion: Antrittsvorlesung im Collège de France* (Frankfurt/M., 1980), S. 57, S. 63.

²⁶ Vgl. Stephen Toulmin, “The Construal of Reality: Criticism in Modern and Postmodern Science”, *Politics*, ed. Mitchell, S. 99–117.

Frage – und weil die Methode der *deconstruction*, mein drittes Beispiel für Positionen der englischen Literaturwissenschaft, an genau diesem Problem ansetzt. Kurz, ohne vertiefende Diskussion, seien aber zuvor weitere Schwächen des Fowler'schen *linguistic criticism* einfach aufgelistet:

1. Es scheint mir fraglich, ob es durch die unmodifizierte Übernahme von linguistischen Methoden und Parametern in die Literaturwissenschaft nicht doch zu einer *Reduktion* des literarischen Textes kommt (ich meine das beileibe nicht in einem ontologischen Sinne!), ob ein solches Verfahren nicht gerade am Kern der Sache, nämlich *am besonderen praktischen Umgang* mit literarischen Texten vorbeizieht. Nehmen wir etwa die Transplantierung der Begriffe "deep" und "surface structure" in die Narrativik, die Fowler selbstverständlich nicht erfunden hat, die er aber praktiziert (vgl. *LN*, x, 6ff., 10, 11, 22, 28). In der Transformationsgrammatik sind immer mehrere Oberflächenstrukturen auf eine Tiefenstruktur zurückzuführen. Ist es in literarischen Texten nicht genau umgekehrt? Wir haben die eine Oberflächenstruktur und lesen den Text so, daß wir an der Vielzahl möglicher Tiefenstrukturen interessiert sind. Ist die Übertragung der Terminologie dann nicht – zumindest – ungeschickt? Weiter: Fowler verkündet programmatisch: "Narratives are manifestly reducible to sentence-brief synopses" (*LN*, 23). Das ist sicher zutreffend. Nur sollte man nicht meinen, man halte irgendetwas erkenntnismäßig Belangvolles in Händen, wenn man *Robinson Crusoe*, *Pride and Prejudice* oder gar den *Ulysses* in einem Satz paraphrasiert hat: So etwas läuft m.E. auf übelste positivistische "Inhalts"-Inventarisierung hinaus. Daß Fowler schließlich "prose fiction" einschränkend als "a representational art" definiert (*LN*, 71), verstärkt nur noch den Eindruck, daß seine Auffassung von Literatur extrem reduziert, eng mimetisch und damit – entgegen allen Beteuerungen – a-historisch ist.

2. Fowler übernimmt Austins und Searles "speech act"-Modell für die Analyse literarischer Texte und hat dann – vorhersehbar – Probleme mit der Einfügung der *Intentionalität*. Einerseits will er auf den Begriff nicht verzichten, da das seinem Grundsatz widersprechen würde, daß *literary discourse* keine besondere Art von Diskurs ist. Andererseits weiß er

aber, daß der Rückgriff auf die Intentionalität bei der Analyse eines literarischen Textes, spätestens seit Wimsatts und Beardsleys klassischem Artikel "The Intentional Fallacy" (1946), gemeinhin als unwissenschaftlich gilt; denn einmal abgesehen davon, daß die historische *Autorenintention* in den meisten Fällen gar nicht dokumentiert ist, sind in den übrigen nur zwei Varianten denkbar: Entweder der Autor hat seine Absicht im Text verwirklicht, dann wird man sie dort finden und braucht nicht woanders danach zu suchen; oder er hat sie nicht verwirklicht, dann ist sie für die eigentliche Textanalyse vollkommen *irrelevant* und höchstens von psychologisch-biographischem Interesse. Auch der Begriff der *Textintentionalität* hilft hier nicht weiter: Die supponierte Textintentionalität dürfte in der Regel nur ein *Aspekt der Interpretationsstrategie des Analysierenden* sein, eine scheinobjektive Sanktionierung des eigenen Vorgehens, die doch aus diesem selbst erst hervorgegangen ist, im Stile einer "self-fulfilling prophecy". Ausnahmslos hat aber der Rückgriff auf die Intentionalität die Funktion, die Bedeutungsfülle des Textes einzuschränken, zu beschneiden, seine Semiosis anzuhalten: eine Wirkung, die in direktem Widerspruch zu Fowlers ideologiekritischer Absicht steht (*LSD*, 18, 94/95, 140, 170; *LN*, 79).

3. Die Probleme der Textobjektivität und der Intentionalität kumulieren bei der Analyse *historischer* Texte. Entweder Fowler unterwirft sie seinem "a-historischen" Instrumentarium (das natürlich sehr wohl zeit- und standortgebunden ist) und verfehlt damit die Historizität des Textes. Oder aber er begibt sich an die Rekonstruktion des Entstehungshorizontes, dann tut er aber – etwa, wenn er den wechselnden Gebrauch von "you" und "thou" in der Eingangsszene von *King Lear* erläutert (*LC*, 96 ff.) – nichts anderes als die traditionelle Philologie von jeher getan hat.

Ein Letztes: In Verfolgung des Führungsanspruches der Linguistik unterlaufen Fowler bedauerlicherweise gehäuft Fehldarstellungen (etwa von Umberto Eco [*LSD*, 57] und Roman Jakobson [*LSD*, 20, 82, 168]) oder eklatante Unterschätzungen der Leistungsfähigkeit konkurrierender Ansätze (wie Strukturalismus, Semiotik und Hermeneutik). Diese Voreingenommenheit und Selbsterhebung ist um so schwerer zu ertra-

gen, als der Leser sich bei Fowler streckenweise durch einen Dschungel linguistischer Banalitäten kämpfen muß, wie etwa: "Language is a social practice which is manifested, or realized, in the actions of individuals." (LC, 27). Oder: "Meaning in language is not natural but conventional." (LC, 31). Oder: "Not only do sentences have their own individual meanings and their rules for the possible structures of expressing these meanings, they are also, in texts, linked to one another by a complex network of ties involving numerous different parts of language – vocabulary, pronouns, syntactic deletions etc." (LC, 60).

Die Hauptschwäche des Fowler'schen *linguistic criticism* scheint mir jedoch, wie oben ausgeführt, seine widersprüchliche Epistemologie zu sein: Die alte hermeneutische Frage, wie in den Geisteswissenschaften überhaupt Erkenntnis möglich ist, die beanspruchen darf, "objektiv" zu sein, ist von Fowler nicht durchdacht worden. Die relativistische Sicht von Sprache, Erkenntnis, Gesellschaft und Geschichte erstreckt sich nicht auf den *eigenen* Standpunkt – er allein ruht, als archimedischer Punkt, in einem Kosmos der Relativität. Während alle Aspekte des Untersuchungsobjektes radikal dynamisiert werden, entgehen allein die eigenen Begriffe dieser Prozedur: sie STEHEN ("self-privileging discourse"). An der Basis des Ansatzes findet sich damit – *ein blinder Fleck*.

Ein kleiner philosophischer Exkurs ist nun unerlässlich, um verständlich zu machen, wie der *deconstructionist approach* mit solch einem "self-privileging discourse" umgeht. Das diesem Phänomen zugrundeliegende philosophische Problem ist selbstverständlich alles andere als neu. Es tritt immer dann auf, wenn bestimmte Aussagen oder Theorien sich auf sich selbst zurückbeziehen und heißt deshalb des Reflexivitätsproblem. Das bekannteste und älteste Beispiel ist sicherlich der Satz "Alle Kreter lügen immer", gesprochen von einem Kreter (Epimenides). Stimmt der Satz, dann hat dieser Kreter diesmal nicht gelogen – der Satz stimmt folglich nicht. Stimmt der Satz aber nicht, so hat der Kreter gelogen und damit die Richtigkeit des Satzes untermauert – wir sind wieder am Ausgangspunkt. Die Aussage ist offenbar paradox.

Dieser Fall mag ja noch amüsant sein, sehr ernst wird es aber, wenn wir zu wissenschaftlichen Aussagen kommen, die

dieselbe logische Form haben. "Alle Erkenntnisse sind relativ." Das ist eine absolute Aussage. Wenn sie zutrifft, ist auch diese Einsicht nur relativ und hat keinen absoluten Geltungsanspruch, kann also die *Möglichkeit* absoluter Erkenntnis nicht ausschließen. Beharrt sie aber darauf, eine absolute Aussage zu sein, widerlegt sie sich selbst gerade dadurch: Dann gibt es ja zumindest *eine* Erkenntnis, die nicht relativ ist. Das Problem ist sehr schwerwiegend, betrifft es doch alle wissenschaftlichen und philosophischen Theorien, die Erkenntnis unabhängig von unserer Wahrnehmung, unseren Konzepten, unserer Sprache, unserem raum-zeitlichen Ort für ausgeschlossen halten, die aber, indem sie dies aussprechen, sich selbst widersprechen.

Es geht hier, dies zur Verdeutlichung, nicht um die bekannte Tatsache, daß jede Theorie von gewissen Grundsätzen – den Axiomen – ausgehen muß, die selbst keiner weiteren Begründung bedürfen. Die Lage ist schlimmer: Es geht um Theorien, die ihrer eigenen Fundierung *widersprechen*. Der englische Philosoph Bertrand Russell hat zwar in seiner *Theory of Types* versucht, dieses Problem über die Einführung einer *Hierarchie von Satz-Mengen* zu lösen, doch seine Lösung – die hier nicht diskutiert werden kann – scheint wenig befriedigend.

Praktisch gibt es zwei Weisen, mit der Widersprüchlichkeit reflexiver Theorien umzugehen: Entweder man stoppt die Reflexivität willkürlich an einer Stelle, klammert die eigene Position sozusagen aus, und verfährt nach dem von Hilary Lawson locker formulierten Motto "Truth is relative for you but not for me [...]"²⁷. Oder – und das ist der Weg, den Nietzsche, Wittgenstein und Jacques Derrida gegangen sind – man weist den vorhandenen Theorien ihre Widersprüchlichkeit, ihre Aporie, *en détail* nach, man zeigt konkret, daß ein gegebener Text seinen eigenen Kriterien nicht genügt – man "dekonstruiert" ihn²⁸.

Daraus folgen zwei Feststellungen und eine Frage. Zunächst zu den Feststellungen: 1. Der dekonstruktive Diskurs ist, wie Toril Moi geschrieben hat, *parasitär*; er ernährt sich von den

²⁷ Hilary Lawson, *Reflexivity: The Post-Modern Predicament* (London, 1985), S. 20.

²⁸ Vgl. Lawson, *Reflexivity*, S. 93.

konstruktiven Diskursen²⁹. 2. Der dekonstruktive Diskurs muß vermeiden, selbst konstruktiv zu werden, er muß negativ bleiben, darf allenfalls bewußt paradox sein, will er nicht seinem eigenen Verdikt verfallen. Genau das macht auch die Beantwortung der angekündigten Frage so schwierig: Ist denn jede Theorie, jeder Text dekonstruierbar? Es liegt auf der Hand: Eine Bejahung dieser absolut gestellten Frage würde jeden Dekonstruktionisten in den Orkus seiner eigenen Widersprüche abstürzen lassen – während eine Verneinung die Möglichkeit eines absoluten, “transzendenten” Textes einräumen würde.

Doch eine indirekte Beantwortung scheint trotzdem möglich, und sie führt über linguistisches Terrain, denn *deconstructionism* ist letztlich ein linguistisch und sprachphilosophisch “begründetes” Textanalyseverfahren (wenn man das so konstruktiv ausdrücken darf . . .).

Ferdinand de Saussure hat bekanntlich darauf hingewiesen, daß die Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié* arbiträr und konventionell ist. Die Bedeutung eines Sprachzeichens ist weder notwendig, noch natürlich, noch substantiell. Somit ist auch die Sprache als Gesamtsystem, als Netz von Oppositionen, nur eine Form, keine Substanz; in Sprache gibt es, in Saussures Formulierung, “nur Differenzen ohne positive Terme”³⁰.

Jacques Derrida durchdenkt das: Bedeutung ist also etwas, das *zwischen* den Zeichen entsteht. Etwas ist, was es ist, durch die Abwesenheit eines anderen. Versuchen wir, die Bedeutung eines Wortes “festzumachen”, indem wir es im Lexikon nachschlagen, so werden wir nur auf andere Wörter verwiesen, wollen wir deren Bedeutung erfahren, wieder auf andere; eine – im

²⁹ Vgl. Toril Moi, *Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory* (London, 1985), S. 139.

³⁰ Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, cinquième édition (Paris, 1962), S. 166: “[. . .] mais dans la langue il n’y a que des différences *sans termes positifs*.” Die deutsche Standardübersetzung lautet etwas bieder: “[. . .] in der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten *ohne positive Einzelglieder*.” Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Berlin, ²1967), S. 143. Vgl. zum Verhältnis de Saussure – Post-Strukturalismus *Untying the Text: A Post-Structuralist Reader*, ed. Robert Young (Boston, 1981), S. 1–28.

doppelten Sinne – *Flucht* von Signifikanten tut sich auf³¹. Die Bedeutung *verschiebt* sich endlos: ein Phänomen, für das Jacques Derrida den Ausdruck *différance* (mit a!) geprägt hat, der diese Aspekte beinhalten soll: das Bedeuten durch *Differenz* und das Bedeuten durch *Aufschieben* (beides frz. *différer*; engl. *to differ, to defer*) – damit aber auch immer das Bedeuten durch *Abwesenheit* – zu der sich noch eine dritte gesellt: Das Schriftzeichen ist nur Zeichen, weil das, wofür es steht, nicht “da” ist³².

Bedeutung ist damit nie einfach “da”, statisch und *gegeben*. Sie *ergibt* sich vielmehr aus dem endlosen Verweisspiel der Signifikaten, die, wie Jacques Lacan, der andere große französische Poststrukturalist, sagt, unter den “flottierenden Signifikaten” hindurchgleiten³³. Bedeutung ist dynamisch, unstabil, sie ergibt sich als *Effekt* einer veränderlichen Struktur *ohne Zentrum und ohne Halt*, denn das eine, letzte, stabile, “transzendente” Signifikat, das voll “da” ist, “meaningful in itself”³⁴ – das gibt es nicht.

Auf genau dieser Illusion – daß es ein stabiles Zentrum gibt, daß Bedeutung “da”/anwesend ist – basiert aber die ganze abendländische Philosophie – bis Nietzsche: sie ist “logozentrische Präsenzphilosophie” (Derrida). All ihre Versuche, die “dissemination” anzuhalten, indem sie über die Sprache und Welt das Netz einer vermeintlichen “Metasprache” werfen, die die Wirklichkeit einer Strukturierung unterwirft (“each closure textures the world”)³⁵ – all diese zum Scheitern verurteilten

³¹ Vgl. Lawson, *Reflexivity*, S. 98.

³² Vgl. Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie* (Frankfurt/M., 1976); ders., *Die Schrift und die Differenz* (Frankfurt/M., 1976, ²1985); ders., *Die Stimme und das Phänomen: Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls* (Frankfurt/M., 1979); ders., *Grammatologie* (Frankfurt/M., 1983).

³³ Eine ähnliche Vorstellung findet sich schon bei Lévi-Strauss, bei dem allerdings die Signifikanten flottieren, vgl. Derrida, *Schrift und Differenz*, S. 437.

³⁴ Moi, *Sexual/Textual Politics*, S. 106. Vgl. sehr gut dazu Raman Selden, *A Reader's Guide to Contemporary Literary Theory* (Brighton, 1985), S. 84–89; Cain, *Crisis in Criticism*, S. 26, S. 27; Lawson, *Reflexivity*, S. 105 ff..

³⁵ Lawson, *Reflexivity*, S. 129.

Versuche, den Kosmos der unstabilen Sprache zu verlassen oder zu beherrschen, öffnen der Dekonstruktion Tür und Tor: Es gilt nur, den jeweils spezifischen "blinden Fleck" eines Textes, einer Philosophie, auszumachen, seinen archimedischen Punkt, um ihn "auszuhebeln", zu *dekonstruieren* und ihn mit all seinen Widersprüchlichkeiten vorzuführen –

Deconstruction can begin when we locate the moment when a text *transgresses the laws it appears to set up for itself*. At this point, texts go to pieces, so to speak³⁶.

– oder, falls er sich selbst der Zentrierung entzieht, der "Spur des Bedeutens" (Derrida) zu folgen³⁷. Derrida hat solche Dekonstruktion an Saussure, Husserl, Rousseau, Lévi-Strauss u. a. vorgeführt, und es dürfte einsehbar sein, daß solche Art von Kritik ungleich radikaler ausfällt als herkömmliche Textanalyse, weil sie mit dem Text zugleich eine Weise, die Welt zu denken, dekonstruiert³⁸. Dem Satz Wittgensteins aus dem *Tractatus*, "Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt" (5.6), wird so zu neuer Aktualität verholfen. Derridas häufig mißverstandene Formulierung "*Il n'y a pas de hors-texte*" – Es gibt kein 'Außerhalb-des Textes' – besagt nicht, daß wir nur von Texten umgeben sind, sondern daß wir *nicht umhin können*, die Wirklichkeit *textualisiert* zu begreifen³⁹.

Das gilt selbstverständlich auch für Derrida selbst, der, obwohl er sich nach Kräften bemüht, in seinen Texten kein Zentrum entstehen zu lassen, doch zugleich, sich bestätigend und widersprechend, sagen kann:

³⁶ Selden, *Contemporary Literary Theory*, S. 87; vgl. auch Lawson, *Reflexivity*, S. 93: "Deconstruction, at its simplest, consists of reading a text so closely that the conceptual distinctions, on which the text relies, are shown to fail on account of the inconsistent and paradoxical employment of these very concepts within the text as a whole. Thus the text is seen to fall by its own criteria – the standards or definitions which the text sets up are used reflexively to unsettle and shatter the original distinctions."

³⁷ Vgl. Barthes, *Leçon/Lektion*, S. 23, S. 25, S. 41.

³⁸ Vgl. Lawson, *Reflexivity*, S. 129; Christopher Norris, *Deconstruction: Theory and Practice* (London, 1982, repr. 1984), S. 47; *Untying the Text*, ed. Young, S. 19.

³⁹ Vgl. Norris, *Deconstruction*, S. 41; Frank Lentricchia, *After the New Criticism* (Chicago, 1980), S. 170/171.

I didn't say there was no centre, that we could get along without the center. I believe the center is a function, not a being – a reality, but a function. And this function is absolutely indispensable. I don't destroy the subject; I situate it⁴⁰.

Das Denken des *deconstructionism* oder Poststrukturalismus – d.h. Derridas, Lacans und des späten Barthes – hat in den USA, vermittelt und modifiziert durch die Yale *deconstructionists* Paul de Man, J. Hillis Miller, Harold Bloom und Geoffrey Hartmann, seit Ende der 60er Jahre ganz erheblichen Einfluß auf die literaturwissenschaftliche, literaturtheoretische Debatte gewonnen⁴¹, und über die USA – auch über kritische Vermittler wie Fredric Jameson und Frank Lentricchia – hat “die französische Krankheit” auch Eingang in die englische Debatte gefunden. Kaum eine neuere literaturtheoretische Anthologie, kaum ein alternativer *reader*, in dem nichts Dekonstruktives zu finden wäre oder nicht zumindest eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Gedankengut stattfände⁴². Das Niveau der Rezeption ist jedoch eher ernüchternd. Folgendes Zitat beleuchtet schlaglichtartig die ganze Misere: “Yet in Derrida's early writings the critique itself appears somewhat problematic since the position from which the critique emanates is by no means clearly defined”⁴³. Ein Kommentar erübrigt sich

⁴⁰ Zitiert nach Lentricchia, *After the New Criticism*, S. 174.

⁴¹ Vgl. außer den bereits genannten Titeln von Selden, Lentricchia, Felperin, Lawson, Norris und Young vor allem Harold Bloom/Paul de Man/Jacques Derrida/Geoffrey Hartman/J. Hillis Miller, *Deconstruction and Criticism* (London, 1979); *The Yale Critics: Deconstruction in America*, eds. Jonathan Arac/Wlad Godzich/Wallace Martin (Minneapolis, 1983); Ulrich Horstmann, *Parakritik und Dekonstruktion: Eine Einführung in den amerikanischen Poststrukturalismus* (Würzburg, 1983); *Displacement: Derrida and After*, ed. Mark Krupnick (Bloomington, 1983); Vincent B. Leitch, *Deconstructive Criticism: An Advanced Introduction* (London, 1983); *Structuralism and Since: From Lévi-Strauss to Derrida*, ed. John Sturrock (Oxford, 1979).

⁴² Vgl. neben den schon erwähnten Sammelbänden von Widdowson und Batsleer u.a. *Alternative Shakespeares*, ed. John Drakakis (London, 1985); *The Theory of Reading*, ed. Frank Groversmith (Brighton, 1984).

⁴³ David Morse, “Author – Reader – Language: Reflections on a Critical Closed Circuit”, *Theory of Reading*, ed. Groversmith, S. 52–92, hier S. 81.

wohl. Viele, die dekonstruktivistisch vorgehen möchten, scheinen nicht recht begriffen zu haben, warum Theoretiker wie Derrida zwar fleißig dekonstruieren, sich aber hüten, selbst systematisch zu konstruieren⁴⁴. Das zu sagen, heißt aber auch zu sagen, daß sie gar nichts begriffen haben. Dem Bekenntnis zur dekonstruktionistischen Epistemologie folgt mitunter noch eine interessante Dekonstruktion einer überkommenen Lesart – gerade die englische Shakespeare-Rezeption ist eine Goldader für dekonstruktionistische Übungen⁴⁵ –, aber dann schleichen sich über das Verlangen, selbst alternative konstruktive Lesarten zu produzieren, unvermeidlich wieder solche verdinglichten, völlig unhinterfragten, fixen Bezugspunkte wie “die Geschichte”, “die Gesellschaft”, “die Ideologie” ein – “self-privileging discourse” in Reinkultur.

Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit, daß die Bereitschaft, sich einer neuen Terminologie zu bedienen, größer ist als die Fähigkeit, diese auch tatsächlich zu beherrschen⁴⁶. Diese Versuche kommen über eine (z. T. recht aufschlußreiche) kritische Tiefenhermeneutik nicht hinaus. Sie sind “radical criticism” i.S.v. Catherine Belsey: “[radical criticism] is concerned to produce readings which challenge that knowledge [we already have] by revealing alternative meanings, disrupting the system of differences which legitimates the perpetuation of things as they are”⁴⁷. Christopher Norris, ein anderer der *Cardiff school*, bemerkt, “the truth is that deconstructionist theory can only be as useful and enlightening as the mind that puts it to work”⁴⁸. – eine Formulierung, die sehr an T. S. Eliot erinnert: “There is no method except to be very intelligent”⁴⁹. Bedauerlicherweise findet man also heute in Großbritannien fast ausschließlich “weak readings of deconstructionism”, doch kaum “strong ones”, wie

⁴⁴ Vgl. Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 13, S. 141.

⁴⁵ Vgl. *Alternative Shakespeares*, ed. Drakakis; Hawkes, *Shakespearean Rag*.

⁴⁶ Vgl. bes. die Beiträge von Widdowson und Drakakis.

⁴⁷ Catherine Belsey, “Disrupting Sexual Difference: Meaning and Gender in the Comedies”, *Alternative Shakespeares*, ed. Drakakis, S. 166–190, hier S. 167.

⁴⁸ Norris, *Deconstruction*, S. 133.

⁴⁹ T.S. Eliot, “The Perfect Critic” (1920), *Selected Prose of T.S. Eliot* (London, 1975), S. 55.

Norris sagen würde. Zudem ist der Prozeß der Zähmung, den Howard Felperin in seiner ausgezeichneten Studie *Beyond Deconstruction* beschwört und der aus der dekonstruktiven Methode eine Art akademisches Glasperlenspiel für Virtuosen macht, schon in vollem Gange, und es gibt wohl auch keinen Grund, warum diese Zähmung vor "strong readings", sollten sie präsentiert werden, haltmachen sollte:

Deconstruction is indeed proving thoroughly amenable to routinization at the hands of the institution to whose authority it once seemed to pose such a challenge of incompatibility. [...] This process, already under way, will no doubt generate much useful labour, the production of a thousand theses, articles, and monographs unsaying the old 'truths' about the great works of time under the imprimatur and in the jargon of deconstruction⁵⁰.

Sicherlich läßt sich manches am *deconstructionism* kritisieren. Am bemerkenswertesten scheint mir ein Umstand, der in Derridas Texten zwar nicht ausdrücklich "da" ist, doch unterschwellig durchscheint, nämlich die eigentümliche Faszination, die das fehlende transzendente Signifikat für Derrida offenbar hat: Er scheint skandalisiert – das läßt ihn nicht mehr los. Dabei beweist doch jahrtausendealte *Praxis*, daß dieses System ohne Zentrum und ohne "echte" transzendente Fundierung prächtig und tadellos *funktioniert* – *und mächtig ist!* Genau da liegt m. E. die Hauptschwäche des *deconstructionism*: Texte, Philosophien, Systeme als widersprüchlich und notwendig inkonsequent zu entlarven, sie als ideologische Konstrukte bloßzustellen, ändert zunächst einmal gar nichts an ihrer Wirkmächtigkeit. Ideologien sind eben keine Rumpelstilzchen-Phänomene, die sich selbst vor Wut in der Luft zerreißen, sobald man sie beim Namen genannt hat. Sie sind in einem ganz unphilosophischen Sinne "da" – *und wirken*⁵¹. Auf dieser Ebene muß sich der *deconstructionism* selbst einer Ideologiekritik stellen. "[In a sense]", schreibt der sozialistische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton, "deconstruction rejoins traditional liberal humanism, whose serene indulgence of its own befuddlement was always an

⁵⁰ Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 140, S. 218.

⁵¹ Vgl. Frank Lentricchia, *Criticism and Social Change* (Chicago, 1983), S. 50/51.

unmistakable sign of the privilege of those who can afford not to know"⁵².

Ob allerdings Eagletons eigene Position – die vierte und letzte in der Reihe meiner Beispiele – einen überzeugenderen Entwurf darstellt, wird zu prüfen sein. Das ist nicht ganz einfach, weil Eagleton, wohl der z. Zt. bekannteste und markanteste linke Literaturwissenschaftler in Großbritannien, im Laufe der letzten 10 Jahre eine beträchtliche Entwicklung durchlaufen und seine Überzeugungen nicht unerheblich geändert hat, wie man schon dem rückblickenden Vorwort seiner neuesten Essay-Sammlung *Against the Grain* (1986)⁵³ entnehmen kann. Eagleton begann als orthodoxer Marxist. *Marxism and Literary Criticism* (1976)⁵⁴ ist eine schmale, unoriginelle, epigonale Einführung in marxistische Literaturtheorie. Stark beeinflusst vom Ideologiekonzept Louis Althusser⁵⁵ – das er später kritisiert⁵⁶ – und von Pierre Machereys *Zur Theorie der literarischen Produktion* zehrend⁵⁷, stellt Eagleton die relevanten Gedanken Marx' und Engels' vor, dazu Goldmann, Lukács, Brecht und Walter Benjamin – dies sollten auf Jahre hinaus seine Bezugspunkte bleiben.

Bemerkenswert an *Marxism and Literary Criticism* ist zweierlei: Erstens der emphatische Anspruch, Marxismus sei keine "humanistische Philosophie", sondern Wissenschaft (i. S. v. "science")⁵⁸ – ein Erbe Althusser's –, woraus folgt, daß marxistische Literaturkritik nicht irgendeine, sondern eine besondere Methode ist: "Marxist criticism is not just an alternative technique for interpreting *Paradise Lost* and *Middlemarch*. It is part of our liberation from oppression, and that

⁵² Terry Eagleton, *The Function of Criticism* (London, 1984, ²1985), S. 103.

⁵³ Terry Eagleton, *Against the Grain: Essays, 1975–1985* (London, 1986).

⁵⁴ Terry Eagleton, *Marxism and Literary Criticism* (London, 1976), im folgenden *M* abgekürzt.

⁵⁵ Vgl. Louis Althusser, *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie* (Hamburg, 1977).

⁵⁶ Vgl. Eagleton, *Against the Grain*, S. 19.

⁵⁷ Pierre Macherey, *Zur Theorie der literarischen Produktion: Studien zu Tolstoj, Verne, Defoe, Balzac* (Darmstadt, 1974).

⁵⁸ Vgl. Eagleton, *Marxism*, vii; ders., *Against the Grain*, S. 86.

is why it is worth discussing at book length.” (*M*, 76). Zweitens fällt an *Marxism and Literary Criticism* eine befremdend enge, starre und undialektische Auffassung des Verhältnisses von Basis und Überbau, der Widerspiegelung und des Wesens der Ideologie auf. Eagletons Umgang mit Begriffen wie “Determination” und “Notwendigkeit” läßt schon auf kruden *mechanischen* Materialismus schließen, und in der Tat findet sich dann auch in Eagletons wenigen Bemerkungen zu konkreten literarischen Texten – trotz aller Beschwörungen von Dialektik und trotz aller Distanzierung von vulgärmarxistischen Irrtümern (etwa *M*, 9, 14, 16) – nichts von einem Bemühen, die dialektischen Widersprüche eines literarischen Textes konkret nachzuweisen – die Analyse kippt oft in gröbste Pauschalisierung um: “[. . .] it is not difficult to see how Conrad’s personal standing, as an ‘aristocratic’ Polish exile deeply committed to English conservatism, intensified for him the crisis of English bourgeois ideology.” (*M*, 8).

Dieses Unvermögen, marxistische Einsichten in die Praxis umzusetzen, findet sich auch in der Reflexion des eigenen Vorgehens. Abstrakt wird zwar zugestanden, der Marxismus sei sich seiner historischen Bedingtheit bewußt (*M*, vi); *praktisch* wird, wie Howard Felperin bemerkt hat, die eigene Methode, der eigene Standpunkt völlig *dehistorisiert*⁵⁹.

Daß es keinen privilegierten Standpunkt außerhalb historischer Praxis gibt, daß “Fakten” nur als bereits interpretierte zugänglich sind – Stanley Fish: “interpretation is the only game in town”⁶⁰ –: diese hermeneutischen Grundeinsichten werden ignoriert. Die an Macherey orientierte strikte Trennung von erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt mutet auf schon rührende Weise *anachronistisch*, nämlich *positivistisch* an⁶¹. Wenn Eagleton schließlich traditioneller Literaturinterpretation kritisch vorhält, “it consists in refusing the text *as it is*” (*M*, 77, Fußnote 4, Hvhbg. Eagleton!), so findet er sich in unvermuteter Gesellschaft wieder, hatte doch schon ausgerechnet Matthew Arnold in “The Function of Criticism at the Present

⁵⁹ Vgl. Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 41, S. 66–68, S. 106/107.

⁶⁰ Stanley Fish, *Is there a Text in this Class?*, S. 355.

⁶¹ Vgl. dazu rückblickend Eagleton, *Against the Grain*, S. 10/11.

Time" (1865) gefordert, es ginge zuvörderst darum, "to see the object as in itself it really is"⁶².

Nun ist Eagleton, wie gesagt, nicht stehengeblieben. Althusser und Macherey hat er hinter sich gelassen, Benjamin sehr aufgewertet, Julia Kristeva, Michail Bachtin, Jürgen Habermas, Postmodernes, Dekonstruktives und Feministisches hat er aufgenommen, und wenn er heute moniert, der *new criticism* habe literarische Texte verdinglicht⁶³, die literaturtheoretische Debatte der 60er Jahre habe aber weitgehend eine radikal antiobjektivistische Stoßrichtung gehabt⁶⁴, so kann das nur heißen, daß für ihn persönlich die 60er Jahre Ende der 70er begannen – und daß er lernfähig ist.

Anfang der 80er Jahre umriß Eagleton in einem Interview seine neuen Grundpositionen⁶⁵: Jeder theoretische Standpunkt sei ein interessegeleiteter, "historically partial". Die meisten Theorien versuchten Geschichte auszublenden, sie seien aber alle relativ, auch der Marxismus, auch seine, man solle das freimütig einräumen. Es sei unsinnig, von "der Bedeutung" oder "dem Wert" eines literarischen Textes zu sprechen, weil beides erst im Prozeß des Lesens hergestellt würde, sei doch "Literatur" keine durch intrinsische Kriterien definierte Textklasse, sondern – wie bei Fowler – "something that people do to texts". Da auch Literaturwissenschaft interessegeleitet sei, verstehe er "criticism" als "strategic affair", der Ansatz könne je nach den Umständen variieren, konkret: "As far as I'm concerned, as a socialist critic, any method which will help me to achieve my aims critically is acceptable. Methods are not ideologically innocent", so schränkt er seinen neugefundenen Methodenpluralismus ein, "but they are mobilizable". Ihm selbst ginge es unter anderem um die Kritik der ideologischen Vorstellung von "großer" Literatur: "Literature with a capital L."

Wie sieht die strategische Verknüpfung dieser Methoden in der Praxis aus? Eagletons Studie über Richardsons Roman *Clarissa – The Rape of Clarissa: Writing, Sexuality and Class*

⁶² Zitiert nach *The Norton Anthology*, ed. Abrams, II, 1408.

⁶³ Eagleton, *Against the Grain*, S. 49.

⁶⁴ Vgl. Eagleton, *Function*, S. 92/93.

⁶⁵ *Critics on Criticism: Terry Eagleton* (British Council Interview-Cassette).

Struggle in Samuel Richardson (1982)⁶⁶ – kann darüber Aufschluß geben. Er selbst nennt die verwendeten Methoden: “There are three [...] methods of reading conjointly used in this book. The first arises from the various post-structuralist theories of textuality, [...]. [...] The second is a feminist and psychoanalytical perspective, [...]. [...] The book’s third method is that of historical materialism.” (C, viii). Zweifellos gelingt ihm hier, was er zuvor nur beanspruchte: Er legt gekonnt die dialektischen Widersprüche des Textes frei, und wenn auch unklar ist, wann er den Roman in seiner historischen Situation (entgegen seiner späteren Rezeption) restituieren will und wann er den Roman zu unserem heutigen größeren Gewinn “gegen den Strich” liest – seine politische, feministische, poststrukturalistische Lesart, die Clarissas Körper als dominierenden Signifikanten präsentiert (C, 56) und als Phallus in Lacans Sinne (C, 60, vgl. a. 76), ist zumindest eines nicht: unoriginell. Allein: seitenlang liest sich seine Darlegung des Falles Clarissa wie das Gerichtsprotokoll in einem Vergewaltigungsprozeß, in dem es – als seien diese literarischen Figuren wirkliche Menschen – um die Frage geht, inwieweit Clarissa ihre Vergewaltigung selbst provoziert hat – und Eagleton ist ihr engagierter, beredter Anwalt gegen eine verleumderische Kritik (C, 68, 71, 101). Seit der Frage, wie viele Kinder Lady Macbeth hatte, ist in der englischen Literaturkritik wohl keine absurdere, müßigere Kontroverse ausgefochten worden.

Schwererwiegend scheint jedoch, daß die grundlegenden epistemologischen Probleme einer Verknüpfung von historischem Materialismus und *deconstruction* hier wie in seiner Shakespeare-Studie⁶⁷ und in *Against the Grain* immer noch völlig ungelöst sind⁶⁸, und dies obwohl er selbst erkannt hat: “The most fundamental issues in modern literary theory are on the whole epistemological ones”⁶⁹. So virtuos sich sein “Lesen gegen den Strich” auch ausnimmt – immer wieder bricht doch

⁶⁶ Terry Eagleton, *The Rape of Clarissa: Writing, Sexuality, and Class Struggle in Samuel Richardson* (Oxford, 1982), im folgenden C abgekürzt.

⁶⁷ Terry Eagleton, *William Shakespeare* (Oxford, 1986).

⁶⁸ Vgl. etwa Eagleton, *Shakespeare*, S. 97 ff..

⁶⁹ Eagleton, *Against the Grain*, S. 53.

ein verdinglichter Begriff von "Text" und "Geschichte" und "science" durch⁷⁰, Anzeichen dafür, daß die Einsicht "that Marxist discourse on the historical process has [no] privileged epistemic status", wie Frank Lentricchia formuliert⁷¹, Eagletons Praxis noch nicht völlig durchdrungen hat. Aufgepropft wirken so die dekonstruktiven Verfahren, sie stehen quer, sind "at odds" zu Eagletons weltanschaulicher Basis. Daß sie darüberhinaus sogar *prinzipiell inkompatibel* mit ihr sind, scheint er zu ignorieren: Wie anders wäre auch zu erklären, daß Eagleton immer und immer wieder, neben seiner politischen Kritik am *deconstructionism*, doch auch sehlichst auf eine lange angekündigte ausführlichere Einlassung Derridas zum Marxismus wartet, von der er sich offenbar sehr viel erhofft⁷². Eagletons erfreuliche Offenheit für andere Ansätze läßt ihn hier in die Irre gehen und, wie Howard Felperin nüchtern erkannt hat, nach jenem literaturwissenschaftlichen Stein der Weisen suchen (den es bekanntlich nicht gibt): *einem materialistischen Dekonstruktivismus*⁷³.

Eagleton wird nicht müde, die politische Stoßrichtung seiner Literaturwissenschaft mit auffallendem Pathos hervorzuheben⁷⁴. Typisch für seine Haltung ist die Frage, die er seinem marxistischen Kollegen, dem amerikanischen Literaturwissenschaftler Fredric Jameson, entgegenschleuderte: "(...) the question irresistibly raised for the Marxist reader of Jameson is simply this: how is a Marxist-structuralist analysis of a minor novel of Balzac to help shake the foundations of capitalism?"⁷⁵. Die Antwort ist natürlich: überhaupt nicht⁷⁶. Aber Eagletons *Clarissa*-Analyse hat bekanntlich nicht einmal Frau Thatcher stürzen können, und damit wären wir wieder in der grauen Realität des *English literary criticism*.

⁷⁰ gl. Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 69, S. 70.

⁷¹ Lentricchia, *Criticism and Social Change*, S. 12.

⁷² Vgl. Eagleton, *Against the Grain*, S. 62, S. 79, S. 80, S. 95, S. 98, S. 116/117.

⁷³ Vgl. Felperin, *Beyond Deconstruction*, S. 72.

⁷⁴ Vgl. etwa Eagleton, *Shakespeare*, S. 104; ders., *Clarissa*, S. 94.

⁷⁵ Eagleton, *Against the Grain*, S. 64.

⁷⁶ Vgl. zur Reaktion auf diese Frage Lentricchia, *Criticism and Social Change*, S. 9/10; Edward W. Said, "Opponents, Audiences, Constituencies and Community", *Politics*, ed. Mitchell, S. 7-32, hier S. 21.

Die Auflösung der John-Sparrow-Affäre war versprochen: Am 1. März 1974 enthüllte Sparrow, daß seine Milton-Interpretation selbstverständlich eine Parodie gewesen sei, provoziert durch einen Artikel des angesehenen liberalen Literaturwissenschaftlers und heutigen Oxford-Professors John Bayley, in dem dieser den "man right fair" der Shakespeare-Sonette 133, 134 und 144 ernsthaft als Metapher für "*membrum virile*, the Shakespearean penis in fact", identifiziert hatte⁷⁷. Sparrow: "It seems to me that the excessive preoccupation with sex observable today in life and art [...] threatens to distort literary criticism"⁷⁸. Man durfte aufatmen.

Doch ich hatte ja angekündigt, der Ausgang der John-Sparrow-Affäre böte einen aufschlußreichen Einblick in die Lage des *literary criticism* und der *English studies*, und der soll nun folgen: John Sparrow läßt sich nämlich in seiner Klarstellung, in der es natürlich primär darum geht, welche Lesarten "großer" Literatur erwünscht und welche unerwünscht sind, auf eine Diskussion von Mehrdeutigkeit, sexuellen Anspielungen und "puns" in Shakespeares Texten ein und gibt zu: "It is true, no doubt, that there is plenty of such stuff in Shakespeare's text, and not only in his Sonnets." Er kann sogar nicht umhin, indirekt einzuräumen, daß etwas im Charakter der Sprache selbst diesem Wuchern von Doppeldeutigkeiten und Wortspielen, dem Wachsen des Textes hinter dem Rücken des Schreibenden, Vorschub leistet: "[...] Shakespeare, like the rest of us, was capable of 'punning inadvertently' whenever he opened his mouth or put pen to paper, whenever he used a word – 'will' or 'hell' or 'stand' or 'spend' or 'occupation' – that is capable of bearing a second meaning." Das ist aber fast jeder Ausdruck im Englischen, wie John Bayley anmerkt, nicht nur, wenn man ihm "as the bishop said to the actress" folgen läßt⁷⁹. Wie kann solcher Semiosis des Textes, solcher Produktion von Ambiguität, wie sie Sparrow selbst zugibt, Einhalt geboten werden? Er tut es – und die Mehrheit der Kollegen dürfte ihm darin folgen –, indem er sich auf "Shakespeare selbst" beruft, als sei er ein

⁷⁷ *Times Literary Supplement*, 4. 1. 1974, 15.

⁷⁸ *Times Literary Supplement*, 1. 3. 1974, 210.

⁷⁹ *Times Literary Supplement*, 8. 3. 1974, 238.

alter persönlicher Freund: "Sometimes no doubt, he intended a pun." – aber meistens eben nicht, vernehmen wir Sparrow als eine Art Bauchredner Shakespeares. (Im Falle Milton verfährt er übrigens genauso: "Indeed, I did not think that this interpretation could even for a moment be accepted by anyone who had the slightest appreciation of Milton's character and his poetry."). Es verblüfft, mit welcher Selbstverständlichkeit und Sicherheit Sparrow sich auf "Shakespeares Absichten" bezieht⁸⁰, auf "Shakespeares Persönlichkeit", auf Shakespeare "wie wir ihn kennen", ohne offenbar für eine Sekunde zu überlegen, daß dies nicht die Lösung des Problems ist, sondern das Problem selbst: denn John Bayleys Shakespeare ist ja offensichtlich sehr wohl imstande, solch schillernde Texte zu schreiben – und zu beabsichtigen. Die Eindämmung und Zurückweisung unerwünschter Lesarten durch Appell an eine Instanz, die nur das Abbild der eigenen Auffassungen ist, deren Legitimität vom Kontrahenten aber gerade bestritten wird, kann nie recht überzeugen (zumal da im Hintergrund Johnsons Shakespeare, Coleridges Shakespeare, Bradleys Shakespeare, Kotts Shakespeare usw. usf. stehen . . .) – *und doch ist dies die Praxis der Institution:*

"When I use a word", Humpty Dumpty said, [...] "it means just what I choose it to mean – neither more nor less."

"The question is", said Alice, "whether you *can* make words mean so many different things." [or so few things!, CB]

"The question is", said Humpty Dumpty, "which is to be master – that's all!"⁸¹.

Es scheint mir, dies nebenbei, kein Zufall, daß Sparrow sich ausgerechnet an einer Shakespeare-Interpretation stieß. Noch immer ist der "Mythos Shakespeare", wie Drakakis sagt⁸², der tragende Pfeiler der *English studies* und des *literary criticism*, und nicht zufällig arbeiten sich deshalb Wissenschaftler wie der

⁸⁰ Vgl. auch *Times Literary Supplement*, 22. 3. 1974, 294.

⁸¹ Lewis Carroll, *Alice's Adventures in Wonderland/Through the Looking Glass* (New York, 1960), S. 186. Zu Diskurs, Macht und Institution vgl. Barthes, *Leçon/Lektion*, sowie den hervorragenden Artikel von K.M. Newton, "Interest, Authority and Ideology in Literary Interpretation", *British Journal of Aesthetics*, 22 (1982), 103–114.

⁸² *Alternative Shakespeares*, ed. Drakakis, S. 24.

brillante Terence Hawkes, Terry Eagleton, John Drakakis und viele Feministinnen am tradierten Shakespeare ab: Kanonfragen, Methodenfragen, Ideologie-Fragen, Fragen der *sexual/textual politics* konvergieren hier in einmaliger Weise. Dürfte es nicht ein intellektueller Hochgenuß sein, einen solch logozentrischen und, wie Hélène Cixous sagen würde, phallogozentrischen Diskurs wie den der traditionellen *English studies*⁸³, am Beispiel der Sparrow-Bayley-Kontroverse zu dekonstruieren, unter Rückgriff auf Lacan, Derrida und Barbara Johnson⁸⁴? Was wäre sinnfälliger, als daß Lacans "transcendental signifier", der Phallus – *das Ding, das einen Unterschied macht dadurch, daß es nicht da ist* –, selbstverständlich nicht selbst im Text von Shakespeares Sonetten auftaucht: Er ist das funktionale Zentrum dieses "phallogischen Diskurses" (Derrida)⁸⁵, das doch nie "zur Sprache" kommen darf, weil seine Entdeckung zugleich paradoxerweise verriete, daß es als Prinzip nicht funktioniert. Sprache wuchert und wächst, meint immer etwas mehr und läßt sich nicht kontrollieren, nicht eingrenzen: "Phallogocentrism mercilessly represses the uncontrollable multiplicity of ambiguities, the disseminating play of writing, which irreducibly transgresses any unequivocal meaning"⁸⁶. Das Festhalten von Bedeutung entpuppt sich als Angst vor dem Verlust des Dinges, das einen Unterschied macht. Und schrieb nicht das Genie Shakespeare im *King Lear*: "I'll teach you differences!" (I, iv, 87)?

⁸³ Vgl. zur feministischen Literaturtheorie die schon erwähnte ausgezeichnete Einführung von Toril Moi sowie *Feminist Literary Theory: A Reader*, ed. Mary Eagleton (Oxford, 1986); *Making a Difference: Feminist Literary Criticism*, ed. Gayle Greene/Coppélia Kahn (London, 1985); *The New Feminist Criticism: Essays on Women, Literature and Theory*, ed. Elaine Showalter (London, 1986).

⁸⁴ Vgl. Barbara Johnson, "The Frame of Reference: Poe, Lacan, Derrida", *Untying the Text*, ed. Young, S. 223–243.

⁸⁵ Jacques Derrida, "The Purveyor of Truth", *Yale French Studies*, 52 (1976), 31–113, hier 98. Vgl. Johnson, "Frame", *Untying the Text*, ed. Young, S. 232; Moi, *Sexual/Textual Politics*, S. 105, S. 179 (Fußnote 5); sowie generell Chris Weedon, *Feminist Practice and Poststructuralist Theory* (Oxford, 1987).

⁸⁶ Johnson, "Frame", *Untying the Text*, ed. Young, S. 232.

Festzuhalten wäre jedoch, daß die vielbeschworene Krise des *literary criticism* und der *English studies* – eine Krise des Inhalts, der Methoden und des Selbstverständnisses – nichts Fachfremdes ist, war die Institutionalisierung beider doch selbst eine Reaktion auf Krisen viel größeren, gesellschaftlichen Ausmaßes⁸⁷. Das Spannungsfeld gesellschaftlicher Interessen ist so von jeher ihr angestammtes Milieu, und die Zukunft beider könnte sehr wohl darin liegen, den eingeleiteten Wandel noch zu forcieren und zu einer weitergefaßten, flexibleren Definition ihres Aufgabenbereiches zu kommen, in Terry Hawkes' Worten: "to encourage rather than resist the process of change, to stretch rather than reinforce the boundaries that currently define literature and its academic study"⁸⁸.

Der beachtliche Ausstoß der "theory industry", die Überschwemmung des literaturwissenschaftlichen Marktes mit immer neuen Veröffentlichungen, die sich oft nur aufeinander beziehen, verdeckt im übrigen nur notdürftig die außerordentlich prekäre ökonomische und institutionelle Situation der *literary studies* sowohl in den USA als auch in Großbritannien: Die *humanities* generell haben angesichts des rein ökonomisch orientierten Bildungsutilitarismus der Regierung Thatcher wenig vorzuweisen, sie sind "unproduktiv"⁸⁹, und deshalb seit Jahren schon bevorzugtes Opfer von Haushaltskürzungen und Stellenstreichungen. Jenseits aller innerfachlichen Auseinandersetzungen und Grabenkämpfe könnte so die entscheidende Frage der literaturtheoretischen Diskussion in Großbritannien ironischerweise eine eminent praktische sein: Wie viele Stellen werden noch gestrichen?

Die Frage "How far can you go?", die einem Roman David

⁸⁷ Vgl. die Rekonstruktionen der Geschichte des Faches in Hawkes, *Shakespearean Rag*, und *Re-Reading English*, ed. Widdowson.

⁸⁸ So Hawkes in seinem "General Preface" zu der von ihm herausgegebenen verdienstvollen *new accents*-Serie des Methuen Verlages. Hawkes dürfte mit dieser Reihe mehr zur Hebung des allgemeinen theoretischen Niveaus der literaturwissenschaftlichen Debatte in Großbritannien beigetragen haben als irgendjemand sonst.

⁸⁹ Vgl. Cain, *Crisis in Criticism*, S. 67, S. 253; *Re-Reading English*, ed. Widdowson, S. 7; *Politics*, ed. Mitchell, S. 3.

Lodges entstammt, ist eine rhetorische und erheischt so keine Antwort, doch drei waren in Aussicht gestellt. Hier sind sie:

1. (Bezogen auf das, was wünschenswert ist für die literaturwissenschaftliche Debatte in Großbritannien): Meine kritische Darstellung von vier verschiedenen Ansätzen hat, so denke ich, gezeigt, daß man noch viel weiter gehen kann, daß es mitunter an Konsequenz, Solidität und Originalität mangelt, und daß, besonders im Vergleich mit den USA und trotz erfreulicher Fortschritte, noch ein z.T. erhebliches Theoriedefizit besteht.

2. (Bezogen auf das, was machbar ist): You can go as far as you want – there will always be somebody there to stop you.

3. (Bezogen auf das, was “out of the question” ist): Ausgeschlossen scheint, daß die akademische Debatte ein Ende durch Einigung findet. In einem anderen Roman David Lodges, *Small World*, fragt der jugendlich-naive Held auf der MLA Convention 1979 die theoretisch uneinige *crème de la crème* der Literaturwissenschaft: “I would like to ask each of the speakers, [. . .], what follows if everybody agrees with you?” Und dann, nach einer Pause: “What I mean is, [. . .], what do you *do* if everybody agrees with you”⁹⁰?

Und ich denke – die fürchterlichen Konsequenzen überlegend –, so weit wollen auch wir dann doch nicht gehen.

KIEL

CHRISTOPH BODE

⁹⁰ David Lodge, *Small World: An Academic Romance* (Harmondsworth, 1985), S. 319.